

53 871928

Stadt
Elbing



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Wenn Mann und Weib sich wohl verstehn
und Hand in Hand durchs Leben gehn
im Bunde reiner Treue,
da geht das Glück in vollem Lauf,
da sieht man, wie der Engel hauf'
im Himmel selbst sich freue.
Kein Sturm, kein Wurm
kann zer schlagen, kann zernagen
was Gott giebet dem Paar, das in ihm sich liebet.
Paul Gerhardt.

Das sechste Gebot.

Du sollst nicht ehebrechen!

In einer alten Chronik aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege spricht der Chronist von den entsetzlichen Nöten der Zeit und davon, daß man alles tun müsse „die zwei Säulen würdigen Menschenlebens“ wieder aufzurichten, die gestürzt waren: die Ehe und den Sonntag.

Stehen diese beiden Säulen in unserm Volke heute noch fest? Weiß unser Volk noch, was es an seinem Sonntag hat und wozu er uns gegeben ist? Und weiß es noch, was es um den Sinn der Ehe ist? Weite Kreise unseres Volkes wissen es nicht mehr. Für sie steht das Eingehen einer Ehe etwa auf derselben Stufe wie ein Geschäftsabschluß. Man betrachtet die Ehe als eine Art Verjüngung. Und viele, die sie mit solcher Gesinnung schließen, tun es mit dem Gedanken: wenn es uns dann nicht mehr paßt, lassen wir uns eben scheiden. Kein Wunder, daß es dann so viele zerrüttete Ehen gibt. Je weiter aber die Zerrüttung der Ehen fortschreitet, umso trostloser unsere Zukunft. Denn die Geschichte der Völker zeigt es: ein Volk, das nicht mehr weiß, was der Sinn der Ehe ist, sinkt unrettbar ins Grab.

Wie groß ist doch die Verantwortung, die auf uns Christen ruht! Denn es ist kein Zweifel: würden wir Christen unsere Ehen vorbildlich führen, so würde die Ehe ihre heilige Würde je länger je mehr wiedergewinnen. Sie stünde wieder da als das Heiligtum, dem gegenüber jung und alt nur eine Haltung ansteht: Ehrfurcht und Vertrauen.

Kein Kulturvolk kommt aus ohne eine Gesetzgebung, die auch die Ehe in ihren Bereich mithineinbezieht. Aber über allen Ehegesetzen, die von Menschen verfaßt sind, die gestern so und morgen wieder anders lauten, steht unwandelbar das Wort, das für alle Zeiten gilt: du sollst die Ehe nicht brechen!

Für uns Christen ist es von vornherein klar, daß dies Gebot nicht nur dem Schlimmsten wehren will, der ehelichen Untreue. Denn Ehebruch ist im Grunde alles, was die Ehe zerbricht. Und noch ein zweites ist uns ohne weiteres klar: das Gebot geht nicht nur Eheleute an.

Man wende nicht ein: wie kann man in Gefahr sein, die Ehe zu brechen, ehe sie geschlossen ist — wie kann ein Haus einstürzen, ehe es gebaut ist? Gewiß, und doch hängt für die Festigkeit des Baus alles ab von der **Zurüstung** und von dem Grund, auf dem gebaut wird.

Mit der Ehe geht es vielen wie mit dem Glück: sie meinen, es fliege ihnen nur so zu oder irgendwo würde es schon liegen und sie würden es finden. Doch sie täuschen sich in dem, was Glück ist, und werden dauernd an ihm vorbeileben. Ein ernstes Bauen von innen her ist die Voraussetzung jedes Glücks, auch des Eheglücks. Das ist ein rechtes Bauen, wenn aus dem Herzen des jungen Mannes immer wieder das Gebet zu Gott aufsteigt: „laß ein Mann mich werden, der voll Zucht und Art stark und rein auf Erden Seel' und Leib bewahrt“. Das ist ein rechtes Bauen, wenn man Selbstzucht übt, vor allem auch in der Welt der Gedanken und ihren wachen Träumen. Das junge Mädchen und der junge Mann muß im andern Geschlecht etwas anderes schauen können als den Gegenstand sinnlicher Lust, sonst bleibt ihm der Sinn der Ehe für immer verborgen. „Das ist die rechte Ehe, wo zwei sind gemeint (d. h. gewillt), gemeinsam Lust und Wehe zu tragen treu vereint. Der Eine: Stab dem Andern und liebe Last zugleich, gemeinsam' Raft und Wandern, und Ziel das Himmelreich“.

Nur wo die Ehe gelebt wird im Blick auf dieses Ziel, d. h. im Lichte der Ewigkeit und der Verantwortung vor Gott, nur da wird sie ihrer tiefsten Bestimmung gerecht: der Heimgarten zu werden für neues Menschenleben. Eine gewollt kinderlose Ehe ist doch in Wahrheit alles andere als eine Ehe. Andererseits aber muß man auch fragen: wird eine Ehe, in der sich nach Gottes Schöpferwillen Kinder einstellen, schon dadurch zur wirklichen Ehe? Doch erst dann, wenn sie sich zum schützenden Heimgarten gestaltet für die in ihr erblühenden Kinder. Wodurch wird sie zu einem solchen? Einzig und allein durch die Art, wie Mann und Frau miteinander leben. Umgebt eure Kinder mit der denkbar größten Befaglichkeit — wenn ihr Eheleute nicht in Eintracht und herzlichem Einvernehmen miteinander lebt, dann fehlt euren Kindern das Beste, die Sonne.

Mann und Frau können einander nicht immer auf Händen tragen; es bedarf dessen auch garnicht. Aber eins kann weder der Mann noch die Frau entbehren: das Bewußtsein, daß eins dem andern lieb und wert ist. Die Formen, in denen ein Ehegatte dem andern das bezeugt, mögen sich wandeln. „Die Leidenschaft flieht; die Liebe — muß bleiben!“ Sie kann aber nur bleiben, wenn sie sich als tragende und auch als vergebende Liebe bewährt. „Ginet trage des Andern Last“, jeder suche sich in seinen Weggenossen immer besser hineinzuversetzen; denn die Last, die Mann und Frau miteinander geduldig und bereit-

willing tragen sollen, ist doch nicht nur das jeweilige Tagewerk oder Sorgenbündel, sondern auch was als Erbe von Charaktereigentümlichkeiten ihnen anhaftet. Kann man das? Nie, wenn das eigene Ich dein heimlicher Götz ist. „Ehe heißt dienen. Wer sich so dienen läßt, daß er sich bedienen läßt, der bricht die Ehe.“

„Einer achte den andern höher als sich selbst.“ Solche Gesinnung aber ist den wenigsten von uns angeboren, sie will gelernt und erworben werden. Atme den Odem ein, der dich in Gottes Wort umfängt, und deine Ehe wird nicht so leicht zu den unglücklichen zählen.

Keine Ehe ist vor Trübungen gefeit. Jede Trübung aber lockert die innere Verbindung, durch die eine Ehe erst zur Ehe wird. Jede Lockerung aber bedeutet die Gefahr des Bruchs. Darum ist es von christlichen Eheleuten schier unverantwortlich gehandelt, wenn sie sich dem Tische fern halten, an dem man alle Trübungen von sich bannt. Wenn Eheleute am Abendmahlstisch gemeinsam vor Gott hinstreten, dann stellen sie sich eben damit hinein in die vergebende Liebe und erleben es dann, daß es in einer rechten Ehe auch Tränen voll süßen Glanzes gibt: Freudentränen der Herzen, die in neuer, geläuteter Liebe füreinander schlagen, füreinander beten, füreinander hoffen, miteinander dulden. . .

Du sollst die Ehe nicht brechen, nicht zerbrechen und zerstören, weder die eigene noch die fremde! Gott hat dich nicht geschaffen zum Zerbrechen, sondern zum Aufbauen! Darum — werdet rechte Bauleute: ihr Jünglinge und Jungfrauen, derer der Gottesgarten der Ehe noch wartet; haut nicht Stoffe hinein in euer Gedankenleben, die euer Herz und Gemüt verunreinigen und vergiften und euch unfähig machen, eure künftige Ehe als ein Gotteswunder zu erleben. Wir aber, die wir hineingestellt sind in das Wunderreich der Ehe: laßt uns Ernst machen, und zwar je länger wir Eheleute miteinander pilgern, um so gründlicheren Ernst machen mit unserem Gelübde, das wir bei der Trauung ablegten: einer den andern aus Gottes Hand hinzunehmen. Gott wartet täglich auf uns, daß wir täglich aufs neue aus seiner Hand hinnehmen den Weggenossen, der sich uns und dem wir uns zu eigen gaben. Für keinen ist's zu spät, einen neuen Anfang damit zu machen. Dann bricht die Ehe nicht entzwei, dann wird auch deine Ehe gegenüber den Zerrbildern von Ehen ein sichtbarer Beweis werden, daß sie auf heiligen, unzerstörbaren Grund gegründet ist.

Wohl her, mein König, nah herzu!
Gib Rat in Kreuz, in Nöten Ruh,
in Nengsten Trost und Freude.
Des sollst du haben Ruhm und Preis,
wir wollen singen besterweis
und danken alle beide,
bis wir bei dir
deinen Willen zu erfüllen,
deinen Namen ewig loben werden. Amen.

W. Sch.

Der „Edelkommunist“.

Ostpreussische Erzählung von E. B.

Herr v. Henski, Besitzer des Rittergutes G., saß bei einer Zigarre plaudernd mit seinem Kriegskameraden v. Puttkammer in seinem Arbeitszimmer. Puttkammer, Erbe eines Gutes in Hinterpommern, vor dem Kriege aktiver Offizier bei den Stolper Husaren, war vor wenigen Stunden in G. eingetroffen, um bei seinem Freunde Henski vor der Uebernahme seines väterlichen Gutes die Landwirtschaft zu lernen. Sie besprachen gemütlich, wie das am besten anzufangen sei. Henski kannte den langen Pommer als einen lieben Kerl, der aber bisweilen etwas selbstbewußt und vorschnell auftreten konnte und darum gerade in dieser schwierigen Zeit nach dem Krieg und der Revolution von einer geschickten Führerhand an die Leine genommen werden mußte. Freundlich lächelnd sah Henski seinen Freund an und meinte: „Dem alten Strodzki mußt du dich schon unterordnen. Der „Ober“, wie ihn die Leute nennen, hat mich in die Wirtschaft eingeführt, nachdem er meinem heimgegangenen Vater schon zehn Jahre als Oberinspektor treu gedient hatte. Leute anstellen

lernst du von ihm besser wie von mir. Er ist der richtige Masure. Du wirst dich schon an ihn gewöhnen.“ — „Selbstverständlich!“ lachte der Pommer, „das wird doch so ungefähr dasselbe sein wie bei der Schwadron der Wachtmeister.“ Schmungelnd nickte der neue Chef zustimmend seinem „Volontär“ zu.

Als er zum Fenster auf den Hof hinausjah, kam ein ernster, aber gütiger Zug auf sein Gesicht. „Sieh mal, der lange Mensch dort, der etwas vornübergebeugt vom Speicher nach dem Inspektorhaus geht, ist mein Gutsrendant.“ Der Pommer wandte den Blick zum Fenster. „Hm! Sieht mehr nach einem Bücherwurm als nach einem Landmann aus!“ — „Sieh mal an!“ entgegnete Henski „was du für ein Menschenkenner bist!“ Dann schaute sein blaues, reines Auge den Freund fast bittend an: „Lieber Kerl! Der und du — das ist meine Sorge!“ Auf den Stod sich stützend — das linke Bein war im Kriege geblieben — ging er zu Puttkammer hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte herzlich: „Geh mit ihm nachsichtig um. Euch trennt eine Kluft. Du kommst aus einem pommerischen Schloß, er aus einem masureischen Pfarrhaus. Du bist Draufgänger, er ist Sinnierer. Du stehst politisch rechts — er links!“ In das gesunde offene Gesicht des alten Blücherhufaren schoß eine Blutwelle. „Also — was man so einen Kommunisten nennt“, brummte der Lange. „Edelkommunist!“ sagte Halbblut der Guts Herr mit Betonung der ersten beiden Silben des Wortes und sah sein Gegenüber bedeutungsvoll an. Der hielt den Blick nicht aus, lachte dann gutmütig auf und platzte raus: „Mein Herr Chef! Du bist immer noch der alte Philosoph, der jede Sache und jeden Menschen von allen möglichen Seiten ansieht, um nur nicht ungerecht zu werden. Ach, das möchte ich auch von Herzen gern lernen. Willst du mir aber über deinen „Edelkommunisten“ nicht etwas mehr berichten?“

„Gern“, erwiderte Henski, „bis zum Abendbrot haben wir noch ein Stündchen Zeit. Wilhelm Moshöfer, so heißt mein Gutsrendant, ist mein Jugendfreund, so lange ich denken kann. Sein Vater war hier viele Jahre Pfarrer und mit meinen Eltern herzlich befreundet.“ Er seufzte auf: „Auch ein Opfer des Krieges! In den Augusttagen 1914 haben ihn die Russen mitgeschleppt; ein Jahr darauf ist er in Saratow an Fleckfieber gestorben. Seine Tochter ist meine Frau.“

„Also ist dieser ‚Edelkommunist‘ dein Schwager?“ fuhr überrascht Puttkammer dazwischen.

Der Erzähler nickte nur gleichmütig mit dem Kopf, ohne sich weiter stören zu lassen. „In Lych haben wir beide zusammen das Abitur gemacht und in Königsberg dem Korps Masovia angehört, dessen blaue Mütze und blauweiß-rotes Band ich schon als Junge im Studierzimmer des Pfarrers sehnsüchtig bewundert hatte. Waren schöne vier Semester, die wir zusammen verlebt haben! Dann ging ich zu den Lycher Wänen, er zu den Königsberger 43ern. Lange Jahre sahen wir uns dann nicht. Ich wurde Landwirt, er studierte weiter Theologie.“

„Theologie?“ warf erstaunt der Zuhörer dazwischen, „Theologe — der Edelkommunist?“

„Damals war er es noch nicht, aber in Berlin wurde er es. Und wie das gekommen ist, darüber hat er nie zu mir gesprochen. Aber ich kann mir denken, daß ein Mensch, der mit der christlichen Gesinnung Ernst machen will, gerade in Berlin aus seinem Geleise kommen kann. Mit einem tief mitfühlenden Herzen hat er in der Berliner Stadtmission mitgearbeitet, viel furchtbare Not in den Mietskasernen erlebt. Um ihr auf den Grund zu gehen, suchte er Aussprache nicht nur mit den Arbeiterfamilien, sondern pflog auch Unterhaltungen mit roten Führern und geriet so allmählich ins politische Getriebe, in radikale Kreise, die ihn mit ihren Gedanken ansteckten. Kurz und gut, Weihnachten vor dem Kriege, am Ende der Ferien eröffnete er seinem ehrwürdigen Vater, daß er die Theologie aufgeben würde, weil er als überzeugter Sozialdemokrat nicht Pfarrer werden könne. Das waren bittere Stunden für die armen Eltern. Wilhelms Schwester, mit der ich damals schon heimlich verlobt war, schrieb mir einen verzweifeltsten Brief nach dem Gute, wo ich damals Beamter war, und wollte mich frei geben, da ich solch einen Schwager doch wohl nicht ertragen würde. — Nun, ich

schrrieb meiner Braut, daß ich sie und nicht den Schwager heiraten würde. Die Beziehungen zwischen Gutshaus und Pfarrhaus wurden nur noch inniger. Mein Vater warf wohl mal wütend die „Deutsche Tageszeitung“ auf den Tisch, wenn da irgendwo im Norden Berlins unter den brandroten Rednern auch ein Moshöfer genannt wurde. — Da kam der Juli 1914 mit den roten Zetteln: Mobilmachung! Ein Brief von Wilhelm traf im Pfarrhaus ein. Er war nicht lang. Aber dem alten Moshöfer war er wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Ein paar herzliche Worte kindlicher Dankbarkeit und des Schmerzes, seine Eltern so betrübt zu haben. Dann das Bekenntnis zum Vaterland, in dessen Not es keine Parteien geben dürfe. Das Versprechen, wie einst auf der Mensur mit dem blitzenden Schläger, jetzt im Kampf für die Heimat des Lösungswortes seiner Masovia eingedenk zu bleiben: virtus contemnit mortem; Mannestugend verachtet den Tod! Und zuletzt ein „Gott behüte Euch! Euer dankbarer Sohn.“

Zu den ersten Kriegsberichten gehörte die Nachricht: „Moshöfer vermißt“. Sein Vater hat hier auf Erden von seinem Sohn nichts mehr gehört. Die Mutter bekam erst 1917, als sie schon als Witwe in die Stadt gezogen war, von ihm das erste Lebenszeichen aus Sibirien. Dann langes Schweigen. Und erst im November 1919 traf er, der von den Seinen die ganze Zeit hindurch auch nichts gehört hatte, hier ein, fand im Pfarrhaus einen andern Pfarrer und hörte dort, daß seine Schwester hier Gutshausfrau sei. Mensch, unser Zusammentreffen hier fiel uns allen nicht leicht. Es lag etwas zwischen uns, was den Menschen so furchtbar erschwert, sich zu finden — der politische Argwohn. Meine Frau brach den Bann zuerst. Sie zog den Bruder an ihr Herz. Richtige Frauen, die noch nicht durch die Politik verdorben sind, finden zu den Andersgesinnten immer noch Wege, die Männer mit ihren politischen Scheuklappen nicht mehr sehen.“

„Nun, deine Scheuklappen können nicht sehr groß gewesen sein. Ich muß gestehen, daß ich mich doch sehr besonnen hätte, ihn auf meinen Hof herauszulassen.“

Mit einem feinen Lächeln erwiderte Henski: „Du überschätzt mich. Ich habe ihn durchaus nicht ohne Bedenken bei mir aufgenommen, zumal meine Leute von seiner Berliner roten Zeit Wind bekommen hatten. Der Klatsch, der hier auf unsern masurischen Dörfern genau so flinke Beine und so verlogene Zungen hat wie auf den großstädtischen Redaktionsstuben und in den Wandelgängen der Parlamente hatte noch hinzu gedichtet, daß mein Schwager geheimer Agent des Moskauer Sowjets sei und hier tüchtig wühlen würde. Das alles hielt ich ihm in einer ersten ruhigen Zwiegesprache vor, und er ging auf das alles ehrlich und offen ein. Dabei erfuhr ich denn, daß er in den 5 Jahren große Wandlungen durchgemacht hatte. Natürlich denkt er politisch nicht wie du und ich. Aber er hat in der Gefangenschaft so manches an den Parteigenossen erlebt, was ihn als Vaterlandsverrat, feige Fahnenflucht, gemeine Charakterlosigkeit so angewidert hat, daß er den Glauben an die Partei verloren hat. Und die russischen Verhältnisse des Bolschewismus mit seiner Mordgier, seiner Schreckensherrschaft, seiner schreienden Ungerechtigkeit, daß die Kommissare praßten und die Leute elend verhungerten, das hat ihn doch die Augen geöffnet, daß so der Menschheit nicht geholfen werden kann. Darum erklärte er mir, daß er nicht daran denke, irgendwie zu agitieren, und bat mich, ob ich ihm nicht einen bescheidenen Posten als Guttschreiber oder dergleichen geben könnte. Er ist nun 5 Monate bei uns, leistet mir in den schriftlichen Gutsangelegenheiten vorzügliche Dienste und ist uns, besonders unserm Jungen Max, der ihn glühend liebt, ein lieber Hausgenosse, der freilich recht schweigsam geworden ist. Du wirst ihn beim Abendbrot kennen lernen — und nicht wahr, über Politik redest du nicht mit ihm?“

Puttkammer reichte seinem Freunde die Hand. Eine gewisse innere Bewegung suchte er durch ein etwas erzwingenes Lachen zu verbergen: „Bewahre, sonst macht mich der Kerl womöglich auch noch zum Edelkommunisten — und du hast dann zwei solche Blüten in deinem Gutsgarten.“

(Fortsetzung folgt.)

„Damit sie nicht scheu wird.“

„Sie bedarf vieler zarter Liebesbeweise, damit sie nicht scheu wird.“ schrieb einmal mein Vater von einer kinderreichen Witwe, die in der Verwaltung und Ordnung ihrer häuslichen Verhältnisse wenig Geschick bewies. — Damit sie nicht scheu wird! Wie scheu machen wir einander durch das lieblose Nichten! Wie tun wir uns oft sogar im Stillen noch etwas zugute darauf, daß wir ja die hellen, scharfen Augen haben, denen kein Stäubchen entgeht, die gleich alle Unordnung sehen, ja die in den Mienen der Menschen ihren Charakter lesen und aus ihren Worten ihre Gedanken erraten können. Wir treffen das Rechte und schießen doch weit am Ziele vorbei. Die Dinge kommen in Ordnung durch unsere scharfen Augen und klugen Gedanken. Aber die Menschen kommen in Unordnung. Sie werden scheu wie ein scheues Vögelschen oder gar wie ein scheues Pferd, das außer Rand und Band gerät. Warum? Weil die Liebe fehlt. Nur die Liebe sieht richtig. Und ohne sie bleiben wir und werden wir trotz aller klugen, scharfen Gedanken blinde Blindenleiter, die das Unglück und Elend in der Welt nicht mindern, sondern mehren.

Wie macht dagegen ein einziger, kleiner, zarter, verborgener Liebesbeweis ein betrübtes, zaghaftes, hilfloses, verwirrtes Menschenkind so glücklich. So wächst das Vertrauen, so helfen wir einander aus den Gräben und Löchern der Verzagtheit und Verbitterung heraus auf den gebahnten Weg der Gebote Gottes, auf dem es sich mit Lust wandeln läßt in die Treue hinein, auch in die Treue in den kleinen äußeren Dingen.

Gustav v. Bodelschwingh.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

Von Walter Machmüller.

8. Der Zopszeitpfarrer Horn.

Wir gelangen nun zu den Zeiten, in welchen die gelehrte Perücke dem steifen Zopf Platz machte, der auch dem neuen Pfarrer Hans Wilhelm Horn vom glattgefämmten Haupte auf den Rücken hing. Die Getreidefelder träumten der Ernte entgegen, die Rosen blühten im Herzogswalder Pfarrgarten, als am Sonntag den 15. Juli 1781 der junge 29jährige Horn neben dem Pr. Holländer Erzpriester den Hauptgang von der Freitreppe des Pfarrhauses hinabschritt zur tiefer liegenden Kirche, gefolgt von den fünf Kirchenvätern.

Die Einführungsfeier war beendet. Die Herren schritten zum Pfarrhaus. Würziger Lindenduft umsing sie. „Welch lieblicher Sommertag für einen alten Mann wie mich,“ bemerkte der Erzpriester. „Wünsche Euch viele solcher Sommer im schönen Herzogswalde mit seinem neuen Pfarrhaus und seiner schönen neuen Kirche.“

Horn nickte, daß der Zopf mehrfach hochwippte: „Gewiß, Hochwürden, neu ist die Kirche, und doch schon schadhast. Das ganze Dach muß neugemacht werden!“

„Wie, jetzt schon, nach einem Duzend Jahren?“

Ja, leider, mein lieber Vorgänger hat die Dachschalung vergessen, die Pfannen passen schlecht übereinander, es regnet und schneit ständig durch.“

Hochwürden niefte. Dann schüttelte er sein Haupt. „Wahrlich schade, sehr schade! Wird böses Blut abgeben!“

Ja, das gab es. Geld mußte aufgebracht werden. Da hört die Freundschaft auf, auch zum neuen Pfarrer.

Das Dorf steckte sich hinter den Schulz Klautke, der machte einen Dreibund mit Stoffel, Wölk und Jakob Bahr, den Kirchenvätern. Sie steckten heimlich die Köpfe zusammen.

„Warum gibt uns der Pfarrer nicht alle Briefe in den Bausachen zu lesen, die er von Königsberg bekommt? Warum läßt er nicht alle Amtsschreiben vom ganzen Kirchenrat unterschreiben. Wehe, wehe, Heimlichkeiten über Heimlichkeiten!“

Ahnungslos sitzt im großen Wohnzimmer Pfarrer Horn und schaukelt auf den Knien sein erstgeborenes Töchterlein, an ihn lehnt sich die junge Frau. Da kommt ein Beschwerverbrief gegen ihn von dem vorerwähnten Kleeblatt. Die kleine Frederika wird auf den Eggenteppich gesetzt, und das Ehepaar liest mit zunehmender Verwunderung, was seine lieben Freunde über ihn zusammengeschrieben haben. Da steht es wörtlich:

„Am 1. Weihnachtstage wäre der Sohn der Witwe Plomann namens Martin in der Kirche in den Stand hineingegangen, in den sonst sein Vater zu gehen gewohnt war, worauf der Pfarrer, nachdem er das Evangelium vom Altar verlesen, in versammelter Gemeinde und mitten im Gottesdienst gerade auf diesen Plomann losging und in größter Wut ihn folgendergestalt anredete: Halunke, Halunke, Schlingel, wer hat dir befohlen in diesen Stand zu gehn, ist es nicht etwa der Schulz Klautke? Schere dich heraus!“

Zu gleicher Zeit hörten sie auf zu lesen und sahen sich an. „Liebe Evaathrin, warst du Weihnachten nicht auch in der Kirche? Weißt du etwas davon?“

Sie schüttelte den Kopf. Und schließlich taten sie das, was auch die Regierung beim Lesen getan hatte: sie lachten hell auf. — Und die Regierung legte das interessante Dokument tief hinein in den Aktenschrant.

Es war tatsächlich eine bewegte Zeit damals im Dörflein. Die meiste Veranlassung dazu gab der Organist H. Er liebte den Krug mehr als die Schule. Am Visitationstage, den 11. Juni 1785 protokollierte der Erzpriester, „daß H. die Schule wohl nicht in Acht nehme, dem Goff ergeben sei, und die Kinder unbarmherzig traktiere und öfters allerlei Streiche in der Kirche angebe“.

Der Streich vom 2. Pfingstfeiertag 1786 war jedoch zu stark. Noch nicht nüchtern vom Feiern des ersten Festtages kam er torkelnd zum Vespertagesdienst, daß sein Kollege Hahn aus Trukainen ihm das Predigtbuch fortnahm und weiter las. Unterdessen ging der Betrunkene in der Kirche unten spazieren, verzerrte sein Gesicht zum Lachen und machte den andächtigen Kirchgängern schiefe Mäuler. Dazwischen schrie er zum Predigt lesenden Kollegen hinauf: Amen, Amen!; als der ruhig weiterlas, stieg er zum Chor hinauf und stieß ihn fort. Erregt gingen die Kirchgänger hinaus aus dem verdorbenen Gottesdienst. Da sahen sie den Betrunknen aus der Schule mit einem Gewehr laufen hin zum Krüger Poerschke: Gebt Bier, oder ich schieße! — Da er auch in den folgenden Jahren in Schule und Dorf mancherlei Ausschreitungen beging, wurde er endlich im Jahre 1790 seines Amtes enthoben.

Ein Jahr später gab es einen neuen Zwist zwischen Horn und seinen Bauern.

Der Pfarrer hatte viel von den Kleeärten gelesen, die man allenthalben anlegte. Als Mann des Fortschritts beschloß er, es ebenso zu machen. Er begann ein Pfarrackerstück hinter dem Gehöft zur Kleeernte fertig zu machen und einzuräumen.

Wieder steckten die Herzogswalder Dorfgewaltigen die Zöpfe zusammen:

„Was, einen Kleebergarten will er anlegen? Wir sind solange ohne einen ausgekommen. Wir brauchen solch neumodisches Zeug nicht. Wir beschweren uns einfach!“ Wirklich taten sie es.

Horn gibt einen Gegenbericht auf, daß man ihn törichterweise bei der Anlegung des neuen Kleebergartens hindern will.

Schon kommt ein Schreiben der Regierung ans Schulzenamt, worin die Gemeinde unter Strafandrohung angewiesen wird, dem Pfarrer bei der Anlegung und Anzäunung dieses „zur Förderung der Pferdezucht“ so guten Gartens in Größe von 1½ Scheffel Ausfaat in allen Stücken entgegenzukommen.

Seither befindet sich der Kleebergarten noch immer hinter dem Pfarrstall.

Horn war der erste Herzogswalder Pfarrer, der nicht bis an sein Lebensende hier blieb. Trotz des Kleebergartens meldete er sich noch Ende desselben Jahres fort. Im Februar 1792 erhielt er durch einen Ministerialerlaß die erste Pfarrstelle und Inspektorstelle (d. h. Superintendentur) zu Stolpenberg bei Danzig.

Eltern und Kinder.

Von Anna Katterfeld.

Nachdruck verboten!

6. Der fünfzigste Geburtstag.

Es ist in einer mitteldeutschen Stadt in einem Beamtenhause. Man hat soeben zu Mittag gegessen und die Kinder sind hinausgegangen, um sich noch ein wenig im

Freien zu vergnügen, ehe sie an ihre Arbeiten gehen. Vater und Mutter sitzen noch beisammen. Der Vater hat heute etwas besonderes auf dem Herzen.

„Wie machen wir's, Anna,“ sagt er zu seiner Frau, daß wir der Feier meines fünfzigsten Geburtstages entfliehen? Ich habe munkeln hören, daß die Mitarbeiter eine größere Veranstaltung planen. Das möchte ich durchaus vermeiden. Mir ist das öffentliche Gefeiertwerden ein Greuel! Ich könnte in der Zeit meinen Sommerurlaub nehmen und wir verreisen gemeinsam. Aber wohin? . . . Es ist überall so teuer.“

Die Mutter überlegte einen Augenblick. Sie hatte bereits einen Plan für diesen Fall gemacht. Sie kennt ihren Mann und weiß, wie es ihm zuwider ist, der Gegenstand der allgemeinen Beachtung zu sein. So hatte sie schon lange ihre Gedanken wegen einer Sommerreise in diesem Jahre gehabt. Aber weil es ihr solch ein Herzensanliegen ist, so scheint es ihr fast schwer, damit herauszukommen. Endlich sagt sie: „Wie wäre es, Kurt, wenn wir nach Bethel zu unserm Matthias reisten? Denk, was wir dem Jungen damit für eine Freude machen! Er beschäftigt sich ohnehin schon lange mit Deinem Geburtstag und klagte noch in seinem letzten Brief darüber, daß er allein nicht dabei sein kann.“

Der Vater hatte anfangs seine Bedenken und sah nur die Hinderungsgründe. Aber wie es so geht: Wenn eine Mutter um ihres Kindes willen eine Sache so recht auf das Herz genommen hat, dann schreckt sie vor keinen Widerständen zurück und weiß ihre Absicht so überzeugend darzulegen, daß der Vater, ohne daß er es selbst merkt, ihr schließlich zustimmen muß und doch noch glaubt, es geschähe nur, was er selbst will. So ging es auch hier. Die Mutterliebe trug den Sieg davon und die Reise nach Bethel wurde beschlossen. Und da es gerade Sommerferien waren, sollten die Kinder alle auch mit.

Ein paar Tage später steht die Hausmutter eines der Betheler Handwerkerhäuser in der Küche und legt die Reste des Mittagessens beiseite. Da kommt einer der kranken Jungen gestürzt. Er ist in höchster Aufregung. Seine Wangen glühen. Seine Augen leuchten. In der Hand hält er einen Brief. Schon von weitem winkt er damit. „Hausmutter, Hausmutter!“ ruft er. „Hör' doch, was Mutter schreibt: Alle kommen. Alle! Alle! Vaters fünfzigster Geburtstag! Hier bei uns! Hausmutter, dann bekomme ich doch den neuen Binder?! Und das Geschenk kann ich dann auch für mein erspartes Geld kaufen!“

So sprudelt es hervor. Die Hausmutter hat einige Mühe, sich einen Vers aus dem allen zu machen. Aber sie kennt ihre Leutchen, vor allem ihren kranken Matthias, der mit unbeschreiblicher Liebe an Eltern und Geschwistern hängt. So erriet sie denn bald den Zusammenhang und kann die Freude des Jungen teilen.

Ganz leicht ist das nicht. Alles und jedes wird beraten und dann täglich wieder aufs neue durchgesprochen. Was für Blumen den Eltern ins Zimmer zu stellen? Woher die Vase dazu nehmen? Ob er wohl das Postkartenalbum gleich für die Geschwister hinlegen soll, oder es ihnen lieber auf der Station zeigen? Welchen Binder er außer dem neuen, der doch wohl für den Sonntag bleiben muß, noch umlegen wird? Vor allem hat man wegen des Geburtstagsgeschenktes für den Vater viel zu bedenken. Matthias bekommt monatlich 5 Mark Taschengeld. Das Geld hat er seit Monaten sorgfältig erspart. Nun verfügt er über ein Kapital von fünfundzwanzig Mark. Das recht zu verwenden, ist ihm ein Herzensanliegen. Täglich wird ein neuer Plan wegen des Geschenktes mit den Hauseltern besprochen, aber alles immer wieder verworfen. Endlich wählt er für den Vater einen neuen Füllfedhalter. Nach dem Einkauf sind noch 10 Mark übriggeblieben. Da kann denn für die Mutter auch gleich ein Geschenk besorgt werden. Sie hat wohl erst in wenigen Monaten Geburtstag. Aber was tut's; so kann sie sich doch noch länger daren freuen wenn sie schon in Bethel das Geschenk bekommt.

Nun muß von neuem überlegt und gewählt werden bis Matthias einmal strahlend aus Ophir, dem Kaufhause Bethels, mit einer schönen, neuen, blanken Kaffeekanne heimkehrt.

So ist er für den Besuch der Eltern gerüstet. Immer kleiner wird das Blätterpäckchen, das noch vom Abreisefahender bis zum ersehnten Zeitpunkt zu entfernen ist. Zuletzt sind es nur noch drei Tage; zwei; einen. Jetzt fängt Matthias an die Stunden und dann die Minuten zu zählen.

Endlich ist der große Tag da. Es ist zufällig ein öffentlicher Feiertag. An den Bethelhäusern flattern fröhlich die Fahnen. Matthias ist felsenfest davon überzeugt, daß die zu Ehren seiner Eltern ausgehängt sind. Der Hausvater muß es ihm ernstlich verbieten, daß er nicht schon am frühen Morgen zur Bethedele, der Haltestelle der Straßenbahn, an der Gütersloher Straße, läuft. Nach dem Mittagessen endlich darf er hinunter. Zehn Minuten muß er noch warten. Zweimal gehen die Wagen vorbei, ohne daß die Ersehnten da sind. Durch Matthias Herz zittert die Enttäuschung. Dann kommt die elektrische zum dritten Male. Da sieht er schon von weitem den Bruder voranstehen. Mit einem Satz ist er hinuntergesprungen und neben ihm, noch ehe der Wagen ganz hält. Und dann steigen sie alle aus. Der Vater, die Mutter, die beiden Schwestern.

Das ist eine Begrüßung! Matthias ist ganz außer sich vor Freude. Es ist ein Anblick, der den Umstehenden das Herz bewegt. Im Triumph geht es dann am Pfortnerhäuschen vorbei nach Bethel hinein. Matthias vergißt nicht, die Eltern auf die Fahnen aufmerksam zu machen.

Und nun beginnt eine wunderschöne Zeit. Matthias hat auch teilweise Arbeitsferien bekommen und kann den größten Teil des Tages mit den Eltern zusammen sein. Spaziergänge und Ausflüge werden täglich in die schöne Umgebung Bethels unternommen. Zur Hünenburg, in die Sonne, nach Porta, zum Hermannsdenkmal.

An des Vaters Geburtstag gibt Matthias auch der Mutter die schöne Kaffeekanne. Bis zu Tränen sind die Eltern bewegt über die Liebe ihres Jungen, der sich monatelang jedes eigene Vergnügen versagt hat, um den Eltern die Freude zu bereiten. So vergeht die Zeit unter hellem Sonnenschein. Oben am Himmel sendet die Sonne Tag für Tag ihre Strahlen, und setzt sich nur selten, wie es sonst am Teutoburger Walde ihre Gewohnheit ist, ihre Wolken- und Nebelkappe auf. Noch heller aber ist doch der Sonnenschein der Liebe, der aus den Herzen der Eltern in das Leben ihres kranken Kindes strahlt und bei ihm einen hellen Widerschein findet. Und wo die Liebesonne einmal leuchtet, da gibt es keine Nacht. Sie erhellt auch Matthias Leben, als Eltern und Geschwister haben Abschied nehmen müssen. Monate noch lebt er in der Erinnerung an diese Zeit und erzählt jedem davon, der es hören will und der es — nicht hören will. Und die Eltern sorgen dafür, daß die Erinnerung lebendig bleibt. Alle paar Tage kommt ein Brief von daheim, und wenn es kein Brief ist, so doch ein Päckchen vom Bruder, von den Schwestern. Matthias sieht mit Sorge, daß nur noch ein paar leere Blätter in seinem Postkartenalbum sind. Zu Weihnachten muß er sich durchaus ein neues wünschen.

Und auch er schreibt eifrig nach Hause. An jedem kleinen Leide, an jeder kleinen Freude läßt er die Eltern teilnehmen. Sie erfahren, welches Lied zur Morgenandacht gesungen ist, über welche Bibelstelle die Betrachtung war. Der Mutter wird über jedes Loch im Strumpf und in den Hosentaschen Bericht erstattet, und der Vater erfährt bestimmt jeden Erfolg und jedes Mißgeschick in der Arbeit.

So wird das Band zwischen den Eltern und ihrem Jungen nicht gelockert, auch wenn er um seiner Krankheit willen nicht daheim sein kann, sondern in Bethel hat Zuflucht suchen müssen. Matthias gehört zu den glücklichen Kranken mit einem doppelten Daheim. In der Anstalt fühlt er sich ganz zu Hause und hat doch zu gleicher Zeit sein ungeschmälertes Plätzchen im Herzen und Hause seiner Eltern. Daher ist er trotz seiner Krankheit ein glücklicher Junge.

Wie viel leichter wäre manches Leid in unsern Anstalten zu tragen, wenn alle Eltern die gleiche innere Stellung zu ihrem kranken Kinde finden würden. — —

Das Bibelaufschlagen.

Daß es Luther gekonnt hat, kann man nachlesen im Brief an seinen Freund Spalatin vom 18. Januar 1518: „Zunächst ist sicher, daß weder Fleiß noch Verstand zum vollen Verständnis der heiligen Schrift ausreicht. Darum ist es eure vornehmste Pflicht, mit Gebet anzufangen, und zu flehen, wenn es dem Herrn gefalle, durch euch etwas zu seiner und nicht zu eurer oder eines Menschen Ehre auszurichten, so möge er euch aus seiner großen Barmherzigkeit das rechte Verständnis seiner Worte verleihen . . . Trauet mir, ich habe es erfahren.“

Solche Haltung brauchen wir der Bibel gegenüber. Viele kommen sich ach so überlegen über das alte graue Buch vor, als ob erst mit uns die Menschen aus dem Zustand der Dummheit herausgekommen seien. Wer sich überlegen fühlt, kann nicht verstehen. Wer von vorneherein der Klügere zu sein glaubt, ist meistens der Unkluge. Man kann die Schrift nur verstehen, wenn man Ehrfurcht hat. Die Welt Gottes wird sich uns immer nur mit dem Schlüssel anbetender Ehrfurcht erschließen.

Wir sind eben nicht die Ueberlegenen, wir sind blinde Maulwürfe, deren Augen nicht an die Sonne gewöhnt sind. Beim Lesen der Schrift liegt eine Decke über unseren Herzen. Die Decke zieht nur die Hand fort, die uns im Innersten unseres Lebens erfassen und erneuern kann. Wir können es nicht eigenwillig tun, wir können Gott nur darum bitten. Jesu, hilf zu Augen, die was taugen.

Dem das ist die größte Plage,
wenn am Tage

man das Licht nicht sehen kann!

Diese Bitte ist Vorbedingung allen Bibelaufschlagens. Doch auch mit dieser Bitte ist sie kein müheloses Besitz, sondern wir haben mit ihr zu arbeiten. Wie lange ich das an? Es gibt heute mancherlei Anweisungen, Wegweiser dazu. Unser Volksblatt bringt für jeden Tag eine Bibellesetafel. Sie möchte allen Lesern ein guter Freund werden. Sie bringt uns biblische Bücher im Zusammenhang oder einzelne Abschnitte, immer mit dem Wunsch, wir möchten uns jeden Tag eine Zeit nehmen, da wir über dem Abschnitt stille werden.

Wer tiefer forschen und Anleitung zum Verstehen des Textes haben will, der wünsche oder erspare sich eine Stuttgarter Jubiläumsbibel mit erklärenden Anmerkungen. (7,50 RM.) Auch die neueren Uebersetzungen des Neuen Testaments wie Menge (Altes und Neues Testament), Albrecht und Wiese können uns sehr dabei helfen. Auch soll man von den Liedern im Gesangbuch, von denen man weiß, daß sie nach einer bestimmten Bibelstelle gedichtet worden sind, getrost eins aufschlagen. Sie helfen uns oft überraschend, den Text zu verstehen. Ich setze hier einige Liedanfänge hin, von denen ich die Bibelstellen weiß. Es gibt aber noch mehr.

„Nun lob mein Seel den Herren“ = Psalm 108; „Du meine Seele singe“ = Psalm 146; „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ = 1. Sam. 7, 12; „Zween der Jünger gehn mit Sehnen“ = Lucas 24, 13—35; „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ = Psalm 12; „Ein feste Burg“ = Psalm 46; „Zion klagt mit Angst und Schmerzen“ = Jesajas 49, 14—16; „Aus tiefer Not“ = Psalm 130; „So wahr ich lebe, spricht dein Gott“ = Hesekiel 33, 11; „Ihr armen Sünder kommt zuhaus“ = Lucas 15, 1—7; „Schaffet, schaffet Menschenkinder“ = Phil. 2, 12; „Jesus nimmt die Sünder an“ = Lucas 15, 2; „Ist Gott für mich, so trete“ = Röm. 8, 31—39; „Versuchet euch doch selbst“ = 2. Kor. 13, 5; „Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel“ = Jes. 54, 10; „Halt im Gedächtnis Jesum Christ“ = 2. Tim. 2, 8; „Eins ist not“ = Luk. 10, 41, 42 und 1. Kor. 1, 30; „D Durchbrecher aller Bande“ = Micha 2, 13; „Ringe recht, wenn Gottes Gnade“ = Lucas 13, 24; Phil. 2, 12; 1. Mose 19, 15—22; „Mache dich mein Geist bereit“ = Matth. 26, 41; „Es glänzt der Christen inwendiges Leben“ = Kol. 3, 3—4; „Jesus Christus herrscht als König“ = Epheser 1, 21—22; „Befiehl du deine Wege“ = Psalm 37, 5; „Mit Fried und Freud sah ich dahin“ = Lucas 2, 29—32; „Christus der ist mein Leben“ = Phil. 1, 21.

Eine große Hilfe zum Leben mit der Schrift kann

auch ein einführendes Büchlein sein. Ich empfehle nur eins, das Büchlein des verstorbenen Missionars Johannes Weiße: Jesus, der biblische Weg zu ihm. (Kirche-Verlag Berlin).

Wer zum ganzen Neuen Testament eine fortlaufende Erklärung besitzen will, die wirklich etwas bietet an Eindringen in die Schrift, der greife zu den leider nicht ganz billigen „Erklärungen zum Neuen Testament“ von Adolf Schlatter.

Doch vergeßen wir nie, das alles sind nur Geländer, an denen wir gehen lernen sollen, zu tiefst muß jeder selbst sich betend beugen, damit Gottes Geist uns die Schrift erschließe.

R. W.

Gib.

Leicht gesagt, aber schwer getan: Gib! Ob in diesem kurzen Wörtlein Bitte oder Befehl, Mahnung oder Forderung anklängt, immer hat es einen etwas peinlichen Beigeschmack für fast alle Leser und Hörer, soweit sie nicht, in Leben und Liebe gereift, Pflicht und Freude zugleich am Geben finden.

Der natürliche Mensch der schließlich mehr oder weniger noch in jedem von uns sein Wesen treibt, will nichts vom Geben wissen. Denn das heißt, nach seiner Ansicht, auf ein gewisses Besitztum zugunsten eines anderen verzichten, sich selbst entblößen und berauben, arm und schwach werden. Solches Lied pfeift die Welt tagaus tagein, und unser alter Adam ist ein sehr lernbegieriger Schüler, wo immer er Vorteil und Gewinn wittert.

Soll er Pflicht und Freude am Geben finden, muß er die Schule der Selbstverleugnung durchmachen und zu Füßen dessen umlernen, der selbst ganz Gabe im Dienst der Menschheit war. Gott läßt uns die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen; denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, kann auch nicht geben. Ertrag und Segen der Arbeit kommen schließlich von ihm, dem alle gute und alle vollkommene Gabe eignet. Pächter, Verwalter und Haushalter sind wir des mehr oder weniger großen Stückes Besitztum, geistiger und irdischer Art, das uns zu eigen ist. Wer daran denkt, weiß, daß er Rechenschaft abzulegen hat, und wird in erster Linie für seine Hausgenossen sorgen, aber auch nicht der Glaubensgenossen und Landsleute vergeßen, die mit ihm eine große Familie bilden. Er versteht jetzt das Wort, das alle weltliche Weisheit auf den Kopf stellt: „Geben ist seliger als Nehmen“. Aber bis dahin ist ein weiter Weg.

Geben kann jeder, der das Herz am rechten Fleck hat: nicht jeder, der nur einen vollen Beutel hat. Jede echte Gabe quillt aus der tiefen Brunnenstube, die Liebe heißt. Wie die Sonne ins verborgenste Winkelchen einzieht, so fließt Liebe von oben in die geheimste Herzkammer um Gegenliebe zu wecken. Keiner so arm, daß er nicht geben könnte! Es braucht ja nicht immer klingende Münze zu sein, an die du gewiß in erster Linie denkst. Ein herzlicher Händedruck, ein warmes Auge, ein freundliches Wort, ein kleiner Dienst — sind das nicht alles Gaben die jeder spenden kann und die andere reich, dich aber nicht arm machen?

Unbarmherzigkeit ist Gott mehr gelegen als an Opfer. Durch Barmherzigkeit empfängt jedes Opfer erst Wert und Weihe. Was wir gewöhnlich unter Opfer verstehen, ist ja gar keins. Wenn du 5 Pf. oder 5 Mark, je nach Vermögen, für einen guten Zweck übrig hast, heißt das opfern? Unter Umständen, gewiß! Der Witwe Scherflein im Tempel war ein solches. Warum? Das darfst du Markus 12 am Schlusse selber nachlesen. Aber unsere Pfennige oder Markstücke? Opfern heißt doch von dem Seinen nehmen, sich selbst damit eine Entbehrung auferlegen und in eine Notlage versetzen. Wer tut das unter uns? Kommt ja wohl gelegentlich und zu besonderen Zeiten vor. Im Kriege habens viele getan. Aber da die Tage im Gleichmaß fließen und eine Lebenssicherheit trotz allen Glends uns verbürgt scheint, verlernt man den Höhenflug des Opfern. Man kriecht am Boden und glaubt wunder was zu tun, wenn man die immer wieder zögernde Hand zu mäßigen Gaben öffnet. Wenn du nur das Zögern verlernen wolltest, und wirklich verständnisvolle Liebe für fremdes Leid dich zum Geben triebel

Wir haben Gelegenheit genug, die einfachste Form des Gebens zu üben, so oft wir am Gottesdienste teilnehmen. Denn das Austun des Geldbeutels bleibt das Abo des Gebens, das jeder lernen muß. Will man ein Haus betreten, geht der Weg durch den Eingang und dann die Stufen hinauf. Kennst du dein Abo sicher, kommst du eine Stufe höher. Aber völlig sicher muß du in den Anfangsgründen werden. Nicht dein Gesicht verziehen, wenn Mittel für ein Werk erbeten werden, für das du keins oder nur sehr geringes Verständnis hast. Nicht deine Gabe möglichst niedrig halten, weil dir der Zweck der Sammlung überflüssig erscheint. Seltsam! Sonst halten wir immer so hoch von uns; gilt es aber die Hand aufzutun, schätzen wir uns so jämmerlich gering ein. Nicht am Sammelbecken feige vorbeischleichen und die Hand auf den Beutel legen, als ginge dich die Geschichte gar nichts an. In letzter Linie ist es doch der Herr, der als Bittender am Kirchenausgang vor dir steht, und du hast die Stirn, ihn nicht sehen zu wollen, der dir noch immer gegeben und vergeben hat?!

Ja, er ist es doch, dem wir ein so geringes wiedergeben, was er uns gegeben hat, damit es der Not da draußen zugute kommt. Was kümmern mich die da draußen? Liebe hat einen weiten Horizont, und wir wollen meist nicht über unsern Schatten hinwegsehen. Auch jenseits unsrer Mauern wohnen Menschen von Fleisch und Blut, dein Fleisch und Blut, Kinder eines himmlischen Vaters, und du willst dich deinen hungernden, frierenden und kranken Geschwistern versagen? Sie beten für dich, wenn sie sprechen: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ und du betest für sie mit jedem Vaterunser. Weißt du das nicht oder willst du es nicht wissen?

Fast für jeden Sonntag ist von der kirchlichen Behörde eine Sammlung (Kollekte) angelegt; daneben zahlreiche Hausammlungen. Es steht doch nicht im Belieben eines Pfarrers, eine Sammlung abzukündigen und dich damit zu plagen, wie du es meinst. Er folgt einfach einem höheren Gebot. Wenn ein Glied leidet, sollen nicht alle mit leiden? Willst du fehlen im Kreise der barmherzigen Samariter? Dein Pfennig, dankbar gegeben, soll mit 99 anderen als Lavine zu Tage strömen. Und aus der einen Mark werden viele Hunderte und Tausende. Viele Wenig geben ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel. Kannst du mehr als einen Pfennig geben, tu es; wenn nicht, sündigst du. Wie mancher, der in der Kirche mit Pfennigen rechnet, gibt am Sonntag nachmittag und abend kaltlächelnd für sein leiblich Wohlbehagen eine Mark oder mehrere aus, anstatt sich zu bedenken, ob das recht ist.

Allgemeine Notstände sollen deine Gaben decken. Ist das nicht Aufgabe von Gemeinde, Provinz, Staat? Selbstverständlich, und vieles Gute geschieht von der kleineren oder größeren Allgemeinheit, um Glend zu beseitigen oder mindestens zu lindern. Freilich liegen hier gesetzliche Beschränkungen vor, die nicht überschritten werden dürfen, und meist ist es nur ein Mindestmaß an Hilfe, was gewährt werden kann. Die Lücken füllt dann die christliche Liebe aus, soweit möglich. Sie blickt auch in vieles Leid, das von öffentlicher Abhilfe nicht erreicht wird. Endlich liegen zahlreiche Nöte unter unseren Glaubensgenossen vor, deren Behebung ausschließlich Aufgabe der Kirche und ihrer Glieder ist.

Es ist ein wunderbar großes, weitverzweigtes Liebesnetz, das sonntäglich ausgeworfen wird mit der Losung: Gib! Sorge dafür, daß das Netz auch deine Gabe aufhängt, den Brüdern zum Segen. Was die Kirche heute tut, hat sie von jeher durch die Jahrhunderte getan. Die Sammlung des Paulus für die Gemeinde zu Jerusalem ragt mahnend in die Gegenwart und soll uns Vorbild bleiben. Sei stolz darauf, daß man auch dich bei diesem gewaltigen Liebeswerke braucht! Wie schön, wenn die Welt wieder von den Christen sagen wollte, wie es einst die Heiden in der apostolischen Zeit getan haben: Sehet, wie haben sie einander so lieb!

Vergiß aber das Letzte nicht: Fröhlich mußst du geben! Kein Säuersehen und Klagen. Schon wieder! sondern allezeit fröhlich. Denn solchen Gebern winkt höchster, seligster Lohn. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Darum gib!

Kalenderbrief.

3. September: Cromwell † 1658.
4. September: Lydia.
5. September: Gottfried Arnold 1665.
6. September: Kaulbach † 1903.
7. September: Bogakhy 1690.
8. September: Wilh. Raabe 1831.

Mein lieber Willfried!

Das wertvollste Buch, das uns der Engländer Carlyle geschenkt hat, ist sein „Helden- und Heldenverehrung“. Ein Buch, das zum Beispiel Friedrich den Großen sehr gerecht beurteilt. Auch einem andern Mann, dem lange Zeit in der Geschichte Unrecht geschah, hat er zu einer gerechten Beurteilung verholfen, das ist Oliver Cromwell. Er bezeichnet Cromwell als den Vertreter eines echten Königtums. Das Urteil stimmt. Er hatte mehr Entschlossenheit im Herzen und mehr Licht im Kopfe als die übrigen Führer seiner Zeit, und das brachte ihn in der stürmischen Zeit an die Spitze seines Volkes. Als Protoktor regierte er England mit königlicher Gewalt. Bei ihm war die Blut religiöser Hingabe gepaart mit puritanischem Ernst, fühner Tapferkeit und sicherem Gefühl des großen Staatsmannes für das Mögliche und Unmögliche. Drei unter seiner Regierung einberufene Parlamente versagten völlig, sodas er nach Auflösung des letzten Alleinherrscher war. Den ihm angebotenen Königstitel lehnte er ab. Seine religiöse Gedankenwelt beruhte auf der Ueberzeugung, das er sich von Gott berufen wußte, und das Gott die Geschichte des englischen Volkes unmittelbar leite. Er hat deshalb auch ungewöhnlich viel in seinem Volke erreicht.

Ob Gottfried Arnold, der Professor der Geschichte an der Universität Gießen war, ihn ebenso beurteilt haben würde, wie ich, kann ich nicht sagen. Ich glaube nicht, denn er hatte in seiner unparteiischen Kirchen- und Keckerhistorie durchgehend zu beweisen gesucht, das das wahre Christentum nicht bei den Großen und Mächtigen, nicht bei den rechtlich verfaßten Kirchen, sondern bei den von ihnen verfolgten und ausgestoßenen Keckern gewesen sei. Eine Wahrheit, die so lange Wahrheit bleibt, als sie nicht übertrieben wird, aber sie ist sicher bei Gottfried Arnold übertrieben. Zur Ueberzeugung seiner Zeitgenossen legte Gottfried Arnold eines Tages sein Amt als Professor nieder und wurde Pfarrer. Er war ein Mensch, der erst rang um das Leben mit Gott. Erst bekehrte er sich durch eine vollständige Abgabe an Welt und Kreatur. Dann lebte er in fast völliger Enthaltbarkeit, bis durch seine Heirat eine Rückentwicklung zum gesunden Frommsein zustandkam. Er ist der Dichter mehrerer der geistvollsten Gemeindelieder: „O, Durchbrecher aller Bande“ und „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.“

Seiner Gedankenwelt ganz nahe steht Karl Heinrich von Bogakhy. Als Student kam er nach Halle und wurde dort von den Frommen, die sich um Aug. Hermann Franke gesammelt hatten, so stark beeinflusst, das er sein juristisches Studium mit dem theologischen vertauschte. Seiner Kränklichkeit wegen ist er aber nie Geistlicher geworden. Seit 1718 führte er ein Wanderleben durch ganz Deutschland. Auf seinen Wegen suchte er seine Gastgeber in christlichem Geiste zu beeinflussen. Seit 1746 war er ununterbrochen Gast der Franke'schen Stiftung in Halle. In manchem ostpreussischen Haus findet sich noch ein Büchlein von ihm: „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes.“ 1924 ist das Buch in 63. Auflage erschienen. Bogakhy dichtete auch zahlreiche Kirchenlieder, darunter: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.“ — Von Kaulbach habe ich Dir bereits geschrieben. Für das zweite Mal reicht, wenn ich nicht dasselbe schreiben will, mein Wissen wahrlich nicht aus. Du verlierst auch nicht allzuviel. Schlimmer wäre es schon, wenn ich Dir über Wilhelm Raabe nichts schreiben könnte. Ist er doch ein echter deutscher Dichter, bei dessen Ernst und Humor einem das Herz aufgeht, ob man will oder nicht. Seine beiden ersten Erzählungen „die Chronik der Sperlingsgasse“ und „der Hungerpaster“ sind die beliebtesten. Ueber seinen Werken liegt bei aller Fröhlichkeit, man kommt oft aus dem Schmun-

zeln nicht heraus, doch der Schein echter Frömmigkeit. Es ist der Schein „des schönsten Buches auf Erden, das so leicht zu verstehen ist und so schwer verstanden wird“, der Bibel. Er war in seiner Bibel daheim. „Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenreit“. Die Anbetung dieses großen Gottes, der fernab von allen menschlichen Kleinlichkeiten lebt, spürt man bei ihm immer wieder. Du mußt unbedingt einmal in einer Abendstunde eines seiner Bücher vornehmen. Wenn ich davon weiß, dann freut sich mit Dir
Dein getreuer

Gottfried.

Mitteilung.

Allen Freunden des Cv. Hauskalenders für die Ostmark hiermit und zugleich in Beantwortung der eingegangenen Anfragen die Nachricht, das der Kalender für 1929 bereits im Druck ist. Ueber seinen Inhalt werden wir in einer der nächsten Nummern berichten. Die Drucklegung dürfte Anfang September beendet sein, sodas etwa von Mitte September ab der Cv. Hauskalender für die Ostmark für 1929 erhältlich sein dürfte.

Vorausichtlicher Tagungsplan

des Kongresses der Inneren Mission in Königsberg.

Freitag, den 21. September abends 8 Uhr: Eröffnungsgottesdienst in Dom. Predigt: Generalsuperintendent D. Zanker-Breslau. — **Sonabend, den 22. September vorm. 9 Uhr:** Morgenandacht in der Schloßkirche: Pfr. Borrmann-Königsberg. 10 Uhr: 1. Hauptvortrag: „Das Zeugnis vom Dienst — die Kraft der Innern Mission“: Rektor D. Lauener-Neuendetteisau. — Mittagessen. — Nachm. 4 Uhr: Sonderversammlungen. a. der Deutsch ev. Verein zur Förderung der Sittlichkeit: „40 Jahre Sittlichkeits- und Rettungsarbeit“: Lic. Bohne-Berlin. b. Versammlung der Diakonissenhausleiter: P. Thiel-Berlin. (im Diakonissenhaus der Barmherzigkeit). Nachmittags 4.30 Uhr: Große Frauenversammlung. abends 7 Uhr: Begrüßungsfeier in der Stadthalle. Begrüßungsansprache durch die Vertreter der Kirche, der Stadt, der Provinz, der Fakultät, der staatlichen und kirchlichen Behörden. Erwidrerung durch den Präsidenten. Programmatische Rede: Geheimrat D. Seeberg-Berlin. — **Samstag, den 23. September 1928.** Erinnerung an die 80. Wiederkehr der 1. Deutschen Kirchenversammlung in Wittenberg. Vorm. 10 Uhr Festgottesdienst in allen Kirchen Königsbergs und der näheren Vororte. Nachm. 2 Uhr: Gemeinsamer Ausflug nach Rauschen. Abds. 8 Uhr: Deffentlicher Volksabend in der Stadthalle. Ansprache aus der Arbeit der Innern Mission. Musikalische Darbietungen. — **Montag, den 24. September 1928.** Vorm. 9 Uhr: Morgenandacht in der Schloßkirche: Oberkonsistorialrat D. Schaumann. Vorm. 10 Uhr: 2. Hauptvortrag: „Die Landfrage“ Freiherr v. Gayl-Königsberg. Nachm. 4 Uhr: 3. Hauptvortrag: „Das evangelische Erziehungsideal in seiner Wesensart und seinem Zusammenhang mit den Erziehungs-idealen und Fragen der Gegenwart“: Direktor P. Beutel-Berlin. Abds. 8 Uhr: Drei Parallelversammlungen: 1. Wissenschaftlicher Vortrag in der Aula der Hindenburg-Oberrealschule über „Einheit der Weltanschauung“. 2. Jugendversammlung im großen Saal der Stadthalle: „Was hat die ev. Kirche der Jugend von heute zu sagen?“ Pfr. Riethmüller-Dahlem. 3. Evangelisationsversammlung in der Schloßkirche. — **Dienstag, den 25. September 1928.** Vorm. 9 Uhr: Morgenandacht in der Schloßkirche: Kons.-Rat Unterkmann-Königsberg. Vorm. 10 Uhr: 4. Hauptvortrag: „Die neuen Probleme der Sozialhygiene und der christl. Ethik“: Medizinrat Dr. med. Coerper-Köln. Nachm. 4 Uhr: Spezialversammlungen. a. Spezialtagung der Kirchlich-sozialen Freunde. Leitung D. Mumm-Berlin. b. Volksmissionsversammlung. Leitung D. Füllkrug-Berlin. c. Vereinigung der Cv. Krankenhausseelsorger. Leitung P. Schulte-Grüneberg. Abds. 8 Uhr: Schlußgottesdienst in der Schloßkirche: Generalsuperintendent D. Genrich-Königsberg.

Bibellesetafel.

13. Sonntag n. Trin., den 2. September 1928.

Evangelien: Luf. 10, 23—37 und Mark. 12, 41—44.

Episteln: Röm. 3, 21—28 und 1. Petri 2, 1—10.

Altes Testament: Sach. 7, 4—10.

2. Sept. Hiob 1, 1—12. Echte Frömmigkeit oder „fromme“ Be-
3. Sept. Hiob 1, 13—22. Schreden um und um! [rechnung?
4. Sept. Hiob 2, 1—13. Ungepflegt, unverstanden, ungetröstet.
5. Sept. Hiob 5, 8—27. Kehre wieder!
6. Sept. Hiob 19, 21—27. Herr Gott, du bist unsre Zuflucht.
7. Sept. Hiob 25, 1—6. „Vor dir niemand sich rühmen kann.“
8. Sept. Hiob 28, 1—28. Der Weg zur Weisheit.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis

Neuheide.

Sonntag, 2. September (13. n. Trin.): 9,30 Uhr Gottesdienst, darauf Beichte und heiliges Abendmahl; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 4 Knaben.

Gestorben: 22. 8. Otto Heinz Sabrowski in Hafendorf, 2 Monate alt, beerdigt 26. 8. — Luc. 10, 14. —

Am Montag, den 3. Sept., nachm. 3,30 Uhr Versammlung der gesamten kirchlichen Gemeinde-Vertretung im Gemeindefaule; um 6 Uhr Versammlung der Frauenhilfe im Vereinslokal.

Am Sonntag, den 9. Sept., gedenkt Herr Superintendent Dr. Schack aus Elbing die diesjährige Kirchenvisitation in der Gemeinde Neuheide zu halten. Dabei findet die Prüfung aller Konfirmanden statt. Mit den Konfirmanden des Vorbereitungskurses werden die Schüler der Oberstufen unserer Schule vorgestellt. Die Herren Lehrer werden freundlichst gebeten, ihre Schüler dazu zu begleiten. Auch die bereits konfirmierte Jugend wird gebeten, zu einer Besprechung mit dem Herrn Superintendenten ins Gotteshaus zu kommen. Die Eltern unserer Konfirmanden, sowie die ganze Gemeinde ist herzlich zu diesem ersten Besuch des Herrn Superintendenten Dr. Schack in unserer Gemeinde eingeladen.

Nach dem Gottesdienst findet eine Sitzung des Gemeindefaule im Dienstzimmer des Pfarrhauses statt.

Der Gemeinde-Kirchenrat.

Pomehrendorf.

Getauft: Willi Silberbach aus Gr. Stoboy.

Gestorben: Der Kätner Heinrich Müller aus Gr. Stoboy am 13. August, 66 Jahre alt; das Kind Walter Fritz Hohmann aus Wolfsdorf-Höhe am 17. August, 9 Wochen alt.

Gaben: 5 Mk. von einem Gemeindeglied aus Pomehrendorf als Dankopfer für erfahrene Hilfe des Herrn in schwerer Krankheit. Herzlichen Dank. Gott helfe weiter!

Die Anschaffung eines Kirchen Teppichs soll demnächst erfolgen. Zum Erntedankfest soll er zum ersten Mal den Raum vor dem Altare zieren. Es ist wohl zu hoffen, daß an diesem Tage der noch fehlende Betrag als besondere Erntedankopfergabe gespendet werden wird.

Das Gustav-Adolf-Vereinsfest, zu welchem sich trotz mehrfacher anderer Veranstaltungen (Reiterfest in Elbing, Schützenfest in Wolfsdorf, Einweihung des Sportplatzes in Damerau), an denen viele Gemeindeglieder beteiligt waren, und obwohl es am Nachmittag stattfand, zahlreiche Gemeindeglieder eingefunden hatten, nahm einen erhebenden Verlauf. Auch der Kindergottesdienst am Vormittag war sehr gut besucht. Die Kinder spendeten 4,70 Mk. Beim Nachmittagsgottesdienst kamen 45,50 Mk. ein. Herr Pfarrer von Kuhlberg wußte die Zuhörer durch seine Schilderungen der mannigfachen Nöte unserer deutsch-evangelischen Glaubensgenossen in Rußland in Spannung zu halten. Ebenso eindrucksvoll war auch die Schlußansprache des Herrn Superintendenten Dr. Schack. Sehr abwechslungsreich und hochinteressant gestaltete sich der Familienabend im Balzuweitischen Saale. Nach der Begrüßungsansprache des Orts Pfarrers, die in einem Hoch auf den Herrn Reichspräsidenten und das deutsche Vaterland ausklang, worauf das Deutschlandlied gesungen wurde, hielt Herr Superintendent Dr. Schack einen zündenden Vortrag über den Turnwater Friedrich Ludwig Jahn, den knorrigen echtdeutschen Mann mit dem tief ausgeprägten evangelischen Glauben. Die Versammlung sang gemeinsam: „Ich hab' mich ergeben“. Die Vorführungen des Gemischten Chors (Pomehrendorfer Spinnstube und alte Pomehrendorfer Bauentänze) fanden stürmischen Beifall, ebenso die fünf exakt und mit feinem Verständnis vorgetragenen Chorgesänge, meist religiösen und vaterländischen Inhalts. Sehr packend sprach Herr Pfarrer von Kuhlberg von den Sitten und Gebräuchen der deutsch-evangelischen Kolonisten an der Wolga und in Südrußland. Mit einem Dankeswort des Orts Pfarrers und dem gemeinsam gesungenem Verse: „Der

ewigreiche Gott“ schloß der äußerst gelungene Familienabend, bei dessen Beginn man das alte Teedeum: „Großer Gott, wir loben dich“ (den ersten und letzten Vers) angestimmt hatte. Eine Teller Sammlung zugunsten der Anschaffung eines Kirchenteppichs ergab den Betrag von 19 Mk. Sicherlich gingen alle Teilnehmer hochbefriedigt von dannen, und es war nur zu bedauern, daß eine Anzahl Gemeindeglieder wegen der anderen Veranstaltungen dem Gottesdienst und dem Familienabend fern bleiben mußten. Sie haben ohne Zweifel etwas sehr Wichtiges, Erbauliches, Erhebendes und Schönes veräumt. Nochmals aufrichtigsten Dank den beiden geistlichen Herren aus Elbing für ihre reichen Gaben und dem Pomehrendorfer Gesangverein für seine wohl gelungenen Darbietungen. Auch Herrn Balzuweit gebührt noch besonderer Dank für die völlig unentgeltliche Hergabe des Saales. Es war der erste evangelisch-christliche Familienabend, der während meiner Amtstätigkeit in Pomehrendorf hier veranstaltet worden ist. Ich glaube, die Gemeindeglieder werden bald Verlangen tragen, wieder einmal etwas derartiges zu sehen und zu hören. Es ist doch etwas ganz anderes als immer nur zu tanzen. Wir brauchen in der heutigen ersten Zeit doch vor allem nationale und religiöse Anregung und Vertiefung.

Fr. Mark.

Am Sonntag, den 2. September 2 Uhr nachmittags Versammlung des Ev. Jungmännervereins im Pfarrhaus.

Die Instandsetzungsarbeiten in unserer Kirche sind nunmehr so weit gediehen, daß an das Legen des eigentlichen Fußbodens gedacht werden kann. Es sind bisher folgende Arbeiten ausgeführt worden: der gesamte alte Fußboden, z. T. aus Fliesen, z. T. aus Dielen bestehend, ist ausgenommen worden, der darunter liegende Boden ist 40 cm tief ausgehoben und ausgefarrt worden, sodann ist eine 10 cm starke Schicht trockenen, ausgeglühten Sandes in die Kirche hineingebracht und über den gesamten Raum gleichmäßig verteilt worden. Ueber diesen Sand ist eine Schicht Magerbeton gelegt worden. Ueber diesem Magerbeton schließlich ist an den Stellen, auf welchen nachher die Bänke stehen, eine etwa 2 cm starke Schicht guten Zementmörtels hergestellt worden, auf welchen nun, sobald der Zementmörtel gut ausgetrocknet ist, hohl und luftig verlegter Dielenfußboden gelegt werden wird. In den Gängen werden über der Magerbetonschicht Fliesen in Zement verlegt.

Sodann sind die gesamten Wandflächen des Kircheninnern bis zur Höhe der Fenster von dem alten, locker gewordenen Putz befreit worden. Es ist dann auf die gesamten Wandflächen gute, starke Isolierpappe aufgenagelt worden, über welche feiner Maschendraht ausgespannt worden ist, damit der neue Putz gut hält. Sodann sind die Wände neu verputzt worden.

Es kommt nun vor allem darauf an, daß wir schönes trockenes Wetter haben, damit der Zementboden gut austrocknet. Denn es darf der neue Dielenfußboden natürlich keinesfalls verlegt werden, wenn der darunter befindliche Zement noch nicht ordentlich trocken ist. Wenn die ganzen Instandsetzungen wirklich von Dauer sein sollen, darf es auf einige Wochen nicht ankommen, so sehr auch das Fehlen der Kirche für die Feier der sonntäglichen Gottesdienste vermissen wird. Nach der Meinung des Herrn Blietschau, Elbing, welcher die gesamten Arbeiten in der Kirche ausführt, wird es wohl Anfang Oktober werden, bis die Gemeinde die Kirche wieder benutzen kann.

Hiermit steht folgende Angelegenheit in Zusammenhang: Es war bereits im frühen Sommer, lange vor Beginn der Instandsetzungsarbeiten in der Kirche, mit dem Vorsitzenden des Kreis-Gustav-Adolf-Vereins Elbing, Herrn Kreis-Schulrat Schalmas, vereinbart worden, daß das diesjährige Jahresfest des Kreis-Gustav-Adolf-Vereins bei uns in Fr. Mark gefeiert werden sollte. Da aber unsere Kirche nun voraussichtlich erst im Oktober in Ordnung gebracht sein wird, ist es leider sehr fraglich, ob wir so spät noch das Fest bei uns werden feiern können. Es wäre wohl möglich, wenn wir einen langen und schönen Herbst bekäfen. Aber Näheres kann vorläufig hierüber noch nicht gesagt werden. —

Fortsetzung folgt.